

ERSTUNKEN UND ERLOGEN

NOTIZEN ZUM ETHNOGRAPHISCHEN SCHREIBEN

Ethnographie meint einerseits Methode und andererseits Genre, einerseits Prozess und andererseits Produkt. Als Forschungsinstrument hilft die Ethnographie dabei, Gemeinschaften und Lebenswelten zu untersuchen; als Textgattung verbindet und verquickt sie die Tradition des Reiseberichts mit derjenigen der wissenschaftlichen Monographie. Ethnographisches Schreiben steht immer schon im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Literatur, zwischen diskursiv verarbeiteter Empirie und einer »Erotik der Erfahrung« im Sinne Batailles.¹ Dabei wirken akademische Ethnographien oft sperrig, gefangen in einem supponierten Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Fakt und Fiktion. Ein ethnographischer Text, der sich aus dieser Opposition löst, entzieht sich vielleicht einer diskursiven Antwort und dem wissenschaftlichen Anspruch auf Stringenz und Replizierbarkeit. Doch oft macht gerade die Überwindung der Kategorien »wahr« und »falsch« einen solchen Text wirklich lesbar und lesenswert, denn er öffnet uns damit den Blick auf die Welt in ihrer ganzen Unzulänglichkeit; und er bewegt sich an dem Ort, aus dem wir, wenn wir ehrlich sind, niemals herauskommen: im Dazwischen.

Die Welt als Fragment

Wie rund zweihundert andere Autor/innen notiere ich manchmal für das Techniktagebuch kleine Beobachtungen aus meinem Alltag.² Das Techniktagebuch dokumentiert, wie wir mit Alltagstechnik umgehen, wie wir uns an neue Technik gewöhnen (oder auch nicht) und was die digitale Evolution mit uns macht. Es tut dies mit großer Neugier am vermeintlich ganz Gewöhnlichen – am Infraordinären, wie Georges Perec es ausdrücken würde.³ Damit verfolgt das Techniktagebuch einen quasi ethnographischen Anspruch.

Heute liest B. einen Beitrag, in dem sie vorkommt.⁴ »Alles erfunden! Erstunken und erlogen! Was du da beschreibst, hat so nie stattgefunden! Das stimmt doch überhaupt nicht!«, moniert sie. Ihre Kritik an meinem Text trifft ein Kernproblem des ethnographischen Schreibens: die Frage nach der Legitimität narrativer Mittel. Meine Notiz arbeitet mit Metaphern und einem dramatischen Höhepunkt; sie zeichnet die beteiligten Personen als Figuren und mich selbst als komische Heldin. 164 Worte präsentieren die Beobachtung als Szene; sie erzählen eine Geschichte, die wie jede Geschichte auch anders hätte erzählt werden können.

Der kurze Text widersetzt sich dem Antagonismus von Fakt und

Fiktion. Er hält sich nicht an die Gebote des »ethnographischen Realismus«, und er geht über das hinaus, was Lehrbücher als »storied reality« bezeichnen.⁵ »Erzählte Realität« setzt voraus, dass es so etwas wie Wirklichkeit gibt und dass diese sich darstellen lässt, angemessen und wahrheitsgetreu, abschließend und geschlossen – eine Annahme, die ich so nicht teile. Plausibler scheint mir die Vorstellung, dass es außerhalb der Sprache keine Welt gibt und das Verhältnis von Sprache und Welt prekär ist und bleibt.⁶ Als Ethnographin beobachte ich zwar eine Welt, die auch andere dies- und jenseits meines Textes erleben können. Doch diese Welt, mein Interesse an ihr, meine Fantasien über sie und mein Text sind untrennbar miteinander verbunden. Ich halte mich deshalb an die Maximen der Ethnofiktion, auch wenn mir der Begriff wie ein Pleonasmus vorkommt: Bedeutungsoffenheit zulassen, keine Vollständigkeit vortäuschen, die Leserschaft beteiligen, eigene Interpretationen ermöglichen.⁷ Wenn mein Text die Welt als Fragment zeigt – als Fragment, das sowohl in der Einzellektüre als auch im Gesamtbild weder wahr ist noch falsch, sondern bestenfalls widersprüchlich –, dann ist der Schreibakt gelungen.

Ausgeburten der Eingeborenen

In der Ethnologie ist Ethnofiktion auch zwanzig Jahre nach dem sogenannten »literary turn« ein ungeliebter Wechselbalg. Zwar wird die »Krise der Repräsentation« wieder und wieder beschworen, doch literarische Schreibstrategien bleiben in der akademischen Ethnographie die Ausnahme.⁸ Das Zeitalter der Präsentation hat bisher nicht begonnen. Die Literatur hingegen hat keine Angst vor der Ethnographie. Sie beobachtet und belauscht die Welt und das, was die Menschen – die Eingeborenen – in und mit ihr machen, und verwertet es ohne jede Scham. Der Werbeslogan »based on a true story« hat schon manchen mittelmäßigen Roman auf die Bestsellerliste katapultiert. Er vermittelt nicht etwa die Existenz einer objektiven Welt oder Wahrheit, sondern vielmehr das Versprechen, dass eine gute Geschichte, wenn man so will, sogar stattgefunden hat.⁹

Der fremde Blick auf das Gewöhnliche und Alltägliche als (exotisierendes) Stilmittel gehört ebenso zum Repertoire der Literaten wie der Gebrauch von indigenen Sprachformen: »Im Dorf hat es 16 Cüalschrancks.«¹⁰ Einzig juristische Gründe erfordern hin und wieder eine explizite Abgrenzung des angeblich Erfundenen vom angeblich Wirklichen. »Jede Ähnlichkeit mit der Welt ist rein zufällig«, heißt es

dann im Vorspann.

Als literarische Strategie meint der Begriff der Ethnofiktion zunächst und traditionellerweise die Kritik am Eigenen. Der Fremde sieht, was der Einheimische nicht wahrnehmen und erst recht nicht aussprechen kann.¹¹ Manchmal sind diese Fremden nicht nur einfache Reisende, sondern ernsthafte Ethnograph/innen, etwa bei Hugo Loetscher oder bei Umberto Eco.¹² Dem als Feldforscher aus der Südsee getarnten Italiener zeigt sich die eigene Lebenswelt dann beispielsweise so:

»Der Tagesablauf des Mailänder Eingeborenen richtet sich nach den elementaren Rhythmen der Sonne. Frühmorgens steht er auf, um sich seinen stammestypischen Tätigkeiten zu widmen: Stahlsammeln in den Plantagen, Anbau von Metallprofilen, Gerben von Kunststoffen, Handel mit Kunstdünger, Säen von Transistoren, Weiden von Lambrettaherden, Zucht von Alfaromeos und so weiter.«¹³

Eine andere Spielart besteht darin, der literarischen Fiktion mit Hilfe formaler Anleihen einen ethnographischen Anstrich zu geben. Eine systematische Gliederung, zahlreiche Fußnoten und Abbildungen, der Verweis auf Experten und historische Quellen sowie Gespräche mit Einheimischen camouflieren dann die literarische Willkür als faktische Wiedergabe.¹⁴

Während also die Ethnographie – das heißt in erster Linie: das genaue Beobachten und Befragen dessen, was in der Welt vor sich geht – die Literatur erfolgreich zu befruchten vermag, geht die Insemination in umgekehrter Richtung oft nicht über das Reagenzglas hinaus. Der Ruf nach Ethnofiktion bleibt aseptische Theorie, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Zu streng reagiert das System Wissenschaft auf Texte, die nicht auf Antriebe replizierbar scheinen und sich zudem gut lesen. Vielleicht ist dieses System aber auch einfach nicht gemacht für die ästhetischen Möglichkeiten der Ethnographie und wir tun gut daran, sie anderswo zu suchen: zwischen Buchdeckeln, auf Theaterbühnen, in Kinosälen und Museen oder auch einfach im Internet, in Blogs wie dem Techniktagebuch beispielsweise.

1 Vgl. dazu u.a.: Seymour-Smith 1987.

2 www.techniktagebuch.tumblr.com.

3 Perec 2014.

4 www.kulturpublizistik.ch/?p=2298, letztmals abgerufen am 8.7.2016.

5 Madden 2010.

6 von Foerster, Pörksen 2008.

7 Van Slyke-Briggs 2009.

8 Petermann 2004.

9 vgl. bspw. die Literaturbeilage der Wochenzeitung WOZ vom 21. April 2016.